

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 283.

(VII. Jahrgang.)

Freitag, den 25. November.

1836.

Dioskuren für Wissenschaft und Kunst.
Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor
Mundt. 1r Bd. Berlin, Zeit und Comp. 1836.

Es macht mir eine herzliche Freude, wenn ich ein neues Buch zur Hand nehme, und darauf den Namen einer jener Herren finde, die Menzel mit seinem wuthentstelltem Zickzack zu Ende des vorigen Jahres zu Grunde zu richten versuchte. Bereits wächst Gras über den ersten Angriff des Stuttgarter Franzosenfressers, und das besonnene Urtheil aller Parteien bricht über ihn herein. Er sah seine literarische Stellung beeinträchtigt und geschmälert, wie ein Krämer, neben dem ein Anderer ein Gewölbe mit gleicher Waare eröffnet, und trachtete daher, den neuen Kaufmann im Credit herabzusetzen. Seines Unrechts und seiner Unredlichkeit gut bewußt, ertönte er die ruhige Stimme des Publicums mit einem grimmigen Jetergeschrei, und verächtigte das Streben dieser Schriftsteller nicht bloß bei der Kritik, sondern auch bei der — Polizei. So lang ihm jenes nur für den Augenblick, so gerieth dieses desto besser und wirksamer. Jeder kennt die Folgen, — darunter ist auch, daß der literarische Sobiatus, von Mundt in Leipzig edirt, aufhören mußte. Was hier geboten wird, ist dasselbe unter einem andern Titel. Und so wenig ich bis jetzt Mundt's Genius befreundet bin, freue ich mich aus oben angegebener Ursache, bei seinem Wiedererscheinen. Ohne über den Titel oder den Zusatz zu rechten, denn man muß die Grenzfähle der Wissenschaft und Kunst hübsch weit abstecken, um Manches des Gebotenen mit hineinanziehen, gehe ich zu den Beiträgen selbst über.

„Die Reise nach Livoli,“ von Strombeck, ist ein unbedeutendes Bruchstück aus dessen Tagebuche, und noch dazu unschmackhaft durch eine Tirade gegen Nicolai.

„Convent der fünf hundert Hagestolzen,“ von Leopold Schefer. Ach! wie wohl thut es, unter den zahllosen himbaumelnden, sandentprossenen, verdorrten und stachelichten Reimereien endlich ein Gedicht zu finden. Dieses ist, trotz

mancher Sonderlichkeit, ein kerniges, tiefschneidendes, und es mögen ein Paar Verse daraus hier Platz finden, welche mir die markigsten dünken.

„Losbrief.“

Wer sich der Weiber begeben,
Der fängt erst an zu leben;
Der wundert sich, daß die bekannte Welt
Noch etwas Andres als Weiber enthält!

Wer nicht mehr spielt mit den Puppen,
Dem fällt es von Augen wie Schuppen:
Wie viel Vollkommnes so manches Jahr
Verborgen, vergebens um ihn war!

Die Rosen, die ohne Bedenken
Er brach, sie den Mädchen zu schenken,
Die sieht er nun selber genauer an,
Und merkt was Nothes, was Lustiges d'ran!

Nun nähren ihn nicht mehr Küsse,
Nun schmeckt auch Honig ihm süße!
Nun trifft ihn der Freund, nun schmeckt ihm der Wein!
Was Alles schön ist, ist Alles fein.

Zwar frei von Liebe gegeben,
Fällt seine Gluth nun in's Leben;
Die Liebe bleibt ihm ein köstliches Mahl,
Doch bleibt ihm die Welt ein Götteraal!

Drum, Jüngling, liebe! doch munter!
Und ringe den Amor dir unter!
Süßschwärmend finde die männliche Spur:
Das Weib ist das Weib — die Natur die Natur!”

„Begräbniß des Mondes.“

Die Sonne.

In welche Gruft begraben wir
Den lieben todtten Mond?
Schön muß sie seyn, voll Pracht und Bier,
Schönheit war er gewohnt.

Die Gestirne.

So laßt ihn auf dem Strom der Zeit
Als den Ertrunkenen schwimmen,
Und manchmal schmal und manchmal breit
Vom Sonnenlichte glimmen.

Der kleine Bär.

Graus Schrecke Nacht's sein Todtenhaupt
 Euch Sterne am Firmament!
 So geh' es Jedem, der da glaubt:
 Regieren hat kein End'!

Die Gekirne.

Wir schau'n: Regieren hat ein End'!
 Kein Ende hat Begraben!
 Kein Ende hat das Firmament,
 Er soll zur Gruft es haben!

Der Abendstern.

Der Himmel ist das größte Grab,
 Das schönste Grab ist Er!
 Da steigt es sich so süß hinab,
 Da ist der Tod nicht schwer.

Der Mann im Monde.

Wer kann denn todt im Himmel seyn,
 Wo goldne Bienen schwärmen!
 So dämmert nur die Mutter ein,
 Wenn Kinder sie umlärmen.

Leises, fernes Chor.

Eigne Melodie.

O große Noth —
 Der Mann ist todt!
 Die Witw' ist blaß —
 Ach, laß' ich das!

Nach diesem saftigen Beitrage kommt ein trockener von König, „ein Abend bei Goethe“, man sollte das Publicum schon ausruhen lassen mit dergleichen Stuben- und Visiten-Memoiren. Die Novelle von Metas, „das gebrochene Wagenrad“, ist eine ganz simple Geschichte; interessant die „Briefe“ von Meyern, Verfassers von Dya-Na-Sore, über dessen Leben und Streben fast noch gar nichts veröffentlicht ist.

Von dem Verleger dieses Buches, Weir, sind ebenfalls einige Gedichte gebracht, von denen die „Künstler-Legende“ rühmlich zu erwähnen. Nun kommt ein markiges Product von Hermann Marggraff, „Fensterliebe“ überschrieben. Der Verfasser hätte nicht hinzuzufügen gebraucht, daß dieser Aufsatz mehr Wahrheit als Dichtung, man darf nur eine Seite lesen, und deutlich fühlt man die Pulsschläge des warmen thätigen Lebens. Warum aber, wenn auch durch die Wirklichkeit bestätigt, die blutigen Enden. (Darf man so sagen??) „Bruchstücke aus den Dziady des Mickiewicz“, von Märker. Die slavische Literatur ist eine ergiebige, noch unausgebeutete Fundgrube, wenn sich die Deutschen nur mehr darum bekümmerten. Ich habe in diesen Blättern auf die neueren Erscheinungen in böhmischer Sprache aufmerksam gemacht und mit Vergnügen vernommen, daß man ein Mehreres darüber lesen will. Hier findet man Uevertugungen aus einem polnischen Gedichte, welches, trotz mancher Unverständlichen und Ueberschwänglichen, von Poesie durchweht ist. In wie weit Märker dem Original treu geblieben, kann ich nicht beurtheilen, aber er erweckt das lebhafteste Interesse dafür.

Hierauf begegnet man wahrscheinlich wieder einem Bruchstücke, und Heinrich Stieglitz legt wohl selbst keinen hohen Werth auf diese flüchtigen und abgebrochenen Gebirgs-

wanderungen, vermuthlich aber Carl Meyer desto mehr auf seine „Sonette aus Neapel“, und doch wollte ich lieber jene Prosa als Poesie, denn diese Verse als Prosa genießen. Unsere Sprache hat nicht so viel Ueberfluß an Wohlklang aufgespeichert, daß man wegen eines hierlichen Gedankchens (venia!) sogar Rhythmus und Scansion vernachlässigen konnte. Wer wird folgende Verse entschuldigen:

Flattert die Welt — — —

oder

— — — erkochener Höllenbrante

Goldnes Citronenbett — —

oder

Winken der Grund etc.

Im dritten Sonette, „Täuschung“ überschrieben, steht diese Strophe:

„Die Schmetterling' in Blüthen auf und nieder,
 Die nächten hier beglückt sich vollgenossen,
 Strecken geknickt von Stürmen heut und Schlossen
 Im Staube naß ihr sterbendes Gefieder.“

Und dieses nennt man Sonette, jene dufenden, klingenden, weichen, hinschlurfenden Gedichte!

Der Herausgeber selbst bringt einige Collectaneen über die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens, wobei Schade, daß es in einem ersten, ja wissenschaftlichem Tone gehalten. Soll Nutzen damit bewerk werden, so muß man die Lächerlichkeit unserer Conversationsprache anschaulich machen oder geißeln. Letzteres that Börne mit gepeigter Pritsche.

Eduard Gans erzählt den Hergang der „Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, dieses so verdienstvollen, von Allen gepriesenen, von den Wenigsten gelesenen Journalen.

Zuletzt erst erwähne ich des Aufsatze von Rosenkranz, und ziehe, statt alles Beurtheilens, lieber einen Theil der Einleitung aus:

„Es ist Mode geworden, über die Encyclopädisten, über Diderot namentlich, vornehm abzusprechen. Man hat sie als Materialisten, als Atheisten, als Ungeheuer der Immoralität, als Koryphäen der Trivoltät gebrandmarkt. Gewisse Leute können nicht ohne Schauder an sie denken. Lessing und Goethe haben anders über Diderot geurtheilt, aber Lessing und Goethe waren auch unterrichtet, hatten ihren Diderot gelesen, studirt; Ersterer verdankt ihm Unzähliges in seinem Styl; Letzterer überlegte seinen Versuch über die Materie, übersehte seinen Neffen Rameau's. Auch Schiller hat in der Rheinischen Thalia (I, 6.) eine Uebersetzung von einer Diderot'schen Erzählung geliefert (Weibliche Rache aus Jacques le fataliste). Die Leute aber, welche noch jetzt mit Steinen nach dem ehrlichen, gefühlvollen, phantasiereichen, gedankenstrogenden, immer schöpferisch gelaunten, aller Formen mächtigen Diderot werfen, kennen nur seinen Namen. Was braucht's mehr? Nichts ist ausgemachter, als daß der Atlasträger der Encyclopädie, worin Gott, Freiheit und Unsterblichkeit geleugnet wurden, ein Nichtswürdiger, mindestens ein Bedauernswürdiger war. Es gereicht Herrn von Schelling zu nicht geringem Ruhm, in seiner allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (Nürnberg 1813, Bd. I, Hft. 2, S. 145—95) zuerst die Memoiren der Frau von

Vandeul über das Leben Diderot's, ihres Vaters, mitgetheilt zu haben (vor den nachgelassenen Werken wieder abgedruckt). Bedenken wir, daß auch Rameau's Neffe zuerst durch einen Deutschen deutsch veröffentlicht wurde, so hat selbst die Literaturgeschichte in ihren äußeren Geschehnissen es ausdrücken wollen, daß Diderot eine Verwandtschaft mit dem deutschen Geist und deshalb auch eine Anwartschaft auf seine besondere Anerkennung durch die Deutschen hat. Durch jene schätzbaren Memoiren lernten wir zuerst Diderot's persönliche Lebenswürdigkeit, seine hingebende Freundlichkeit, seine menschliche Allseitigkeit kennen. Wie er dabei der herrschenden Unsitte der Zeit auch seinen Tribut gezahlt, hat die Tochter nicht verschwiegen. Aus der nun gedruckten Correspondenz Diderot's mit seiner Geliebten, dem Fräulein Voland, geht unwiderleglich hervor, was Herr Barnhagen von Ense mit großer Kenntniß der damaligen Zeit auseinandergelegt hat, daß solche der Form nach allerdings unsittliche Verhältnisse in sich selbst oft wieder einen tiefen sittlichen Kern enthielten und entwickelten. Die Franzosen haben daher auch gegenwärtig eine viel höhere Ansicht von Diderot gewonnen, als im Ganzen genommen, bei uns noch herrscht, wo man sich immer noch nicht von der einseitigen Auffassung des Negativen in Diderot's Wirksamkeit losmachen kann. St. Krüve, der aus der romantischen Schule hervorgegangene Kritiker, hat in seinen *Portraits et critiques* (édit. de Bruxelles, 1832, T. II, p. 119 — 69) eine Charakteristik Diderot's gegeben, wie sie vor dem Erscheinen des Nachlasses, der uns erst in alle Geheimnisse des wunderbaren Mannes einführt, wohl noch nicht möglich war, wie sie aber auch noch nicht übertroffen ist und die wir daher von Neuem in Erinnerung bringen möchten.

Uns schien notwendig, daß sich ein Deutscher entschlosse, die Geschichte der französischen Philosophie von Bayle und Malebranche bis auf Condorcet gründlichst aus den Quellen zu schreiben. Von der Revolution ab haben wir Damiron's Werk. Eine solche Darstellung würde unsere Befangenheit zerstören und einer Ueberschätzung entgegenreten, welche aus der unvermeidlichen Opposition gegen unhaltbar gewordene Ansichten so leicht entspringen dürfte. Ich gestehe, daß das Gründlichste, was ich über jene merkwürdige Periode der Speculation gelesen zu haben mich erinnere, das ist, was der fleißige, aber in so manchem Betracht beschränkte Buhle in seinen beiden Geschichten der Philosophie gegeben hat und was dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft durchaus nicht mehr genügen kann. Anderwärts findet man nur eine Wiederholung allbekannter Gemeinplätze, ein Verstecken der historischen Unwissenheit hinter den Nachspruch leerer Phrasen. Man glaubt schon überflüssig viel Gelehrsamkeit zu zeigen, wenn man erzählt, daß nicht Mirabeau, sondern wahrscheinlich Holbach Verfasser des *système de la nature* sey, und wenn man auf dieses Werk aus Goethe's Biographie heraus verwerfende Seitenblicke fallen läßt. Ich könnte hier eine Menge Citate beibringen, welche, als *corpus delicti*, in Erstaunen setzen würden, bis zu wel-

chem Grade ein halbwahres, oberflächliches Urtheil in einer Literatur stereotyp werden kann.

Ich habe im Folgenden aus dem mehrerwähnten Nachlasse das Gespräch zwischen Diderot und D'Alembert übersetzt, welches den Traum d'Alembert's einleitet, dieß Meisterstück aller neueren wissenschaftlichen Dialoge. Wir Deutsche haben uns lange genug gequält, unsere Gedanken auch zu dialogisiren, wo möglich zu platonisiren. Wir vergaßen, daß wir von Hause aus nicht zum Dialog, sondern zum Monolog geschaffen sind. Einer spricht sich aus; dann spricht sich der andere aus; dann der dritte u. s. f. Ein Zwischenfragen wäre unhöflich, ein Abspringen vom Thema unlogisch (einen größeren Schimpf kennt aber der „gebildete“ Deutsche nicht, als den, nicht logisch zu denken); ein Einmischen des Zufälligen der Situation störend; auch würde es Zerstreuung verrathen; endlich ein Nichterschöpfen wäre — nicht deutsch. Wie soll es da zum Dialog kommen? Selbst unserm Drama ist es anfühlbar, daß wir Deutsche die absolute Monarchie des Katheders und der Kanzel lieben, welche in der feierlichen Stille des — wenn auch gähnenden, doch wohlsubordinirten — aus Gefälligkeit, aus kosmopolitischem Anstand wenigstens aufhorchenden Publicums schwebt. Zum wissenschaftlichen Dialog gehört ein geselliges Leben als Träger der unruhigen Dialektik. Die Griechen hatten eine solche Geselligkeit, bis in Alexandrien Bibliotheken angelegt wurden; da verstummte sie. Die Franzosen hatten eine solche Geselligkeit, bis die Journalistik die tieferen Elemente der Mittheilung in sich aufgezehrt und der Conversation nur die Neuherlichkeiten des Lebens übriggelassen hat. Das Journal enthält die Reflexion, während das Gespräch ohne Untersuchung überwiegend den Charakter der Relation annimmt. Bei den Deutschen ist es nur vorübergehend in isolirten, höchst gebildeten Kreisen (Fürstin v. Gallizin, Rahel u. A.) zu solchen Explosionen des philosophischen Dialogs gekommen. Auch wollen wir nicht vergessen, daß die tiefere Ausbildung der Wissenschaft in der dialogischen Form durchaus unerreichbar ist. Sie kann nur Vorpostengefechte liefern oder in leichter, zierlicher Husarenuniform den schon fliehenden Feind verfolgen. Schlachten sind ihr nicht möglich; Plato wird bei umfassenderen Aufgaben, im Parmenides, im Timäus, in der Republik ganz dogmatisch; eben so Schelling im Bruno; Solger im Erwin. Die anfängliche Mimik, die unerwartete Kreuzigung der Fragen, die Leichtigkeit der Bewegung verschwindet und das Ja und Nein unterbricht den Vortrag nur noch der Etikette wegen.

Möchte die folgende Mittheilung Jemand erregen, den Diderot'schen Nachlaß ganz zu überlegen. Es versteht sich, daß dieß keine Arbeit für Fabrikmenschen ist.

Es bringt dieser erste Band so manch' Gutes und Gediegenes, daß er, ungeachtet der schwerfälligen Form, wohl Anklang finden wird, und so hoffe auch ich, bald ein Zweigestirn zu erblicken, und es mögen die Diosturen nicht bloß hell, sondern auch lange am literarischen Himmel leuchten.

Seidlig.

Literarischer Beobachter.

[Bibliopolischer und gerichtlicher Streit über Goethe's Briefe. Unter dem 4. November h. a.]

erriefen die Herren Duncker und Humblot in Berlin, in ihrem und im Namen der Herrn Cotta und Gebr. Neichenbach sel-

gendes Schreiben: „Julius Wunder's Verlagsmagazin in Leipzig hat im vor. Monate: „Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Ein Supplementband zu des Dichters sämtlichen Werken“ versandt. Dieses Buch ist nichts Anderes als ein Nachdruck der Goethe'schen Briefe an Zelter, Schiller, Wagnen, Bettina u., von denen die Unterzeichneten u. A. die rechtmäßigen Verleger sind. Um näher von der Verlegung, welche hierin an unserm Eigenthum begangen ist, zu sprechen, bemerken wir beispielsweise, daß von den 310 Briefen und 40 Bülletten, die der „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter“ von Goethe enthält, sämtliche 310 Briefe in obige Döring'sche Sammlung aufgenommen sind. Wir haben bereits bei der königl. sächs. Bücher-Commission in Leipzig auf Confiscation des gedachten Wunder'schen Nachdrucks angetragen, halten uns aber von der rechtlichen Gesinnung unserer Herren Kollegen überzeugt, daß sie auch schon auf diese Nachricht denselben ferner weder anzeigen noch debiliten werden.“

Unsere Anzeige war bereits in der Druckerei, weshalb wir die Rectification nachträglich zu benutzen beschloffen. Aber noch hatten wir unsern Beschluß nicht in's Werk gesetzt, als am 12. desselben Monats uns eingehändigt ward:

„Entgegnung auf das Umlaufschreiben, durch welches die Herren Dunder und Humbler für sich und im Namen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, so wie der Herren Gebrüder Reichenbach, über die von Herrn Dr. Heinrich Döring herausgegeben und in unserm Verlage erschienenen „Briefe Goethe's in den Jahren 1768 bis 1832“ unbefugtermaßen das Richtersamt auszuüben suchen.“

Die Herren u. glauben sich durch die von Herrn Dr. Döring herausgegebenen und von uns verlegten „Briefe Goethe's in ihrem Eigenthume gekränkt und wollen uns deshalb bei der k. s. Bücher-Comm. in Leipzig beklagen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, das ist der gesetzliche Weg. Allein die Herren u. haben sich erdreisset, obiges von uns verlegte Werk, bevor noch ein richterlicher Ausspruch erfolgt ist, öffentlich einen Nachdruck zu nennen, und uns somit des Diebstahls zu beschuldigen; ja, sie gehen sogar soweit, daß sie an die rechtliche Gesinnung unserer Herren Kollegen appelliren, um unser auf rechtem Wege erworbenes und offen debilitirtes Eigenthum gewissermaßen zu verwehren. Deshalb werden wir benannte Herren vor Gericht ziehen lassen, denn mag der Ausspruch der competenten Behörde über obiges Werk ausfallen, wie er wolle, so durften sich diese Herren doch nicht erlauben, im vornherein unsern guten Namen und unser Eigenthum auf eine so böswillige Weise zu gefährden. Daß übrigens obiges Werk kein Nachdruck ist, dürfte sich aus folgenden Gründen für jeden Unbefangenen klar ergeben.

Erstens stimmen sämtliche Geseßgebungen des In- und Auslandes darin überein, daß eine Benützung von Theilen oder Bruchstücken verschiedener Werke in einem neuen von ganz anderer Tendenz, als jene Werke, auf keine Weise Nachdruck zu nennen sey. Es kann dieß auch nicht anders seyn, weil sonst die Freiheit der Schriftsteller und der Wissenschaft überhaupt gänzlich aufgehoben würde. Ja, wäre dieß nicht so, so dürfte sich wohl in jedem Verlage etwas finden, was in die Kategorie des Nachdrucks gehörte.

Zweitens, die Briefe oder vielmehr Brieffragmente Goethe's in dem Briefwechsel desselben mit Zelter, Schiller, Bettina u. machen gar nicht die Hauptsache aus, sondern dienen größtentheils nur, Zelter'n, Schiller'n, Bettina anzuregen, sich über verschiedene Gegenstände auszusprechen. Ja, man könnte die Goethe'schen Briefe gänzlich weglassen, und es würden diese Werke immer noch ein selbstständiges Ganzes bilden, weshalb dieselben auch durch unsere Sammlung ganz und gar nicht gefährdet oder überflüssig gemacht werden.

Drittens, die Goethe'schen Briefbruchstücke stehen an und

für sich in gar keinem Zusammenhange mit einander, sondern sie erhalten nur erst dadurch einen besondern Werth, daß sie in unserer Sammlung mit anderen, zum Theil noch ungedruckten, zu einem neuen chronologisch geordneten Ganzen verbunden worden sind, wodurch sie nun ein Bild von dem Charakter, der Denkwürdigkeit und der vielseitigen Thätigkeit Goethe's gewähren, was sie vereinzelt und in ihrem frühern Zusammenhange nicht vermöchten. Es sind deshalb auch solche Briefe, die zu diesem Zwecke nicht geeignet waren, in obige Sammlung nicht mit aufgenommen worden.

Mit Berücksichtigung dieser Punkte, und da übrigens Herr Dr. Döring u. bereits Schiller's auserlesene Briefe herausgegeben hat, ohne daß unsers Wissens deshalb Klage erhoben worden ist, konnten wir wohl mit gutem Gewissen obige Sammlung von Goethe's Briefen in Verlag nehmen.

Mit welchem Namen nun das Verfahren der Herren Dunder und Humbler, J. G. Cotta und Reichenbach gegen uns zu belegen sey, überlassen wir der Einsicht und dem Rechtlichkeitsgeföhle unserer Herren Kollegen.

Julius Wunder's Verlagsmagazin.“

Das sind zwei merkwürdige Appellationen. Wir gestehen, unsere Meinung nicht hinreichend streiten zu können, obgleich der von Hrn. Julius Wunder gebrauchte Dicitum von Gründen etwas Einnehmendes für uns hat.

* * * [Erklärung wegen unerschuldeter Beleidigung.] Unseren verehrten Freunden und besonders den Mitgliedern des jüngern Dichtervereins in Berlin sind wir die wiederholte Erklärung schuldig, dass der *Abendzeitung-Hellsche Goldschmied*, der in Nr. 235 des Literaturbl. zum „Planeten“ nach Recht und Billigkeit abgewiesen und mit seinen literarischen Blößen enthüllt worden ist, keineswegs in seinen dem Unterhaltungsblatte des „Planeten“ einverleibten Epigrammen eine Meinung ausgesprochen hat, die wir als die unsrige anerkannt wissen möchten, oder von der wir glauben könnten, dass sie nur einen *Gran Wahrheit* enthalten und vom urtheilsfähigen Publicum im Mindesten gebilligt werden kann. Wir verbleiben vielmehr bei dem Wortsinn unserer Anmerkung zu den s. g. Epigrammen: „Zu den in obenerwähnter Nr. 235 gegebenen Abergötter glauben wir kein besseres Seitenstück vorlegen und Hrn. Goldschmied nicht nachdrucksvoller als Literat und Kritiker vernichten zu können, als wenn wir seine *absurden Schmähungen* mehrerer der geachteten Dichter und Schriftsteller der Lesewelt mittheilen.“ Möge diesen Herren unsere Erklärung als *Genugthuung* erscheinen, damit ihrem — Gegner nicht die Freude zu Theil werde, uns in die Grube ihrer Missgunst gefallen zu sehen, nachdem ihm selbst das rechte Barathron bereitet worden ist.

Der *Goldschmied-Hellsche Abendzeitung* geben wir hier zu gleicher Zeit die Versicherung, dass, so sehr uns an geistreichen Männern gelegen ist, kein Goldschmied, auch nur nach einem Jota seines Namens von uns ihr entzogen werden wird. Wir wünschen uns nichts desto weniger zu ihrer Acquisition Glück. Jedermann wird dieses um so menschlicher, ja christlicher finden, je allgemeiner bekannt ist, dass die *Abendzeitung*, ihre Lammnatur verleugnend, gegen diese Blätter zur bissigen Hyäne werden und mit plumpem Rüssel sie und die Verlagsartikel ihres Verlegers in den Koth wühlen wollte. — Wer *mutwillig* eines andern Ehre mit raffiniertem Dolchstosse verletzt und ihm *in's Gesicht schlägt*, der *lös't* jedes Verhältniss, *lös't* jede Rücksicht, macht sich dem Beleidigten *vogelfrei*.

Die Red. des Planeten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung G. F. Hartmann in Leipzig.